

Ovids *Ars amatoria* als Liebeslehre

- Antwort auf den Beitrag von Herrn Düllmann im Mitteilungsblatt 3/2011

(Europäische Ansichten eines Pensionärs zu Rudolf Henneböhls Vortrag „Locker lieben lernen - Ovids *Ars amatoria* im Unterricht.“, in: Mitteilungsblatt, Heft 3/2011. S.4-7)

Der Beitrag von Herrn Düllmann bezieht sich auf meinen in Mühlheim auf dem DAV-Kongress gehaltenen Vortrag und auf das dazu veröffentlichte Abstrakt im Mitteilungsblatt. Ich verstehe den Beitrag nicht als Fehdehandschuh, dennoch wirft er einige weitergehende Fragen auf, zu denen ich Stellung nehmen möchte.

1. Werte-Erziehung anhand der *Ars amatoria*?

Verstehe ich es richtig, so geht es Herrn Düllmann darum, den Lateinunterricht - auch im Sinne einer humanistischen Tradition - als Mittel zur sozialen und ethischen Erziehung Jugendlicher zu begreifen. Dies geht über den reinen Spracherwerb hinaus und betrifft Aspekte dessen, was wir heute soziale und personale Kompetenz nennen. Diesem Anliegen würde ich unbedingt zustimmen, es entspricht meinem Ziel, zu einer existenziellen und vertiefenden Lektüre im Lateinunterricht durch entsprechende Ausgaben beizutragen.

Geht es jedoch bei der Lektüre der *Ars amatoria* um eine Verbindungslinie „**Amor – matrimonium – proles**“, wie sie Herr Düllmann in seiner Vorbemerkung zieht und als den Grundpfeiler der abendländisch-europäischen Tradition und Moral definiert, so kann ich dem nicht zustimmen. Selbst wenn wir das wollten, lässt sich Ovids *Ars amatoria* nicht unter moralisch-pädagogischem Aspekt lesen, also mit dem Ziel, heutige Schülerinnen und Schüler zu einer „besseren“ Ehe- und Sexualmoral zu erziehen (Stichwort *matrimonium*). Dies allein schon deshalb, weil *matrimonium* bzw. *coniugium* in der *Ars* nicht vorkommt, weder dem Begriff noch dem Inhalt nach. Erst recht geht es in der *Ars* in keinerlei Weise um Nachkommenschaft (Stichwort *proles*), also die Zeugung oder Aufzucht von Kindern.

Die *Ars* taugt also mit Sicherheit nicht als Instrumentarium einer familienorientierten Werteerziehung. Sie zu moralisierenden Zwecken einzusetzen halte ich für verkehrt, sowohl aus *philologischen* wie aus *pädagogischen* Gründen. Es widerspräche dem Charakter des Werkes, das sich als *lusus* versteht, und es wäre kontraproduktiv in Hinsicht auf eine Erziehung zu einer vertiefenden und menschlich fundierten Liebesethik.

Gerade als Religionslehrer stimme ich zu, dass dies ein Auftrag aller Fächer ist und die gesamte schulische Bildung betrifft; ich meine aber, dass man die sowieso schon komplexe Lektüre der *Ars* überfrachtet, wenn man dies zu einem Ziel der Lektüre macht. Es spricht nichts dagegen, bei Gelegenheit solche Themen anzusprechen, aber gerade die Moralisierung, die Vorgabe bestimmter Werte als normierend, würde die Intention Ovids zerstören, der auf explizite Moralisierung verzichtet, dafür aber unauffällig erzieht. Ovids pädagogisches Konzept, soweit man von einem solchen sprechen kann, beruht eher auf Einsicht in die Konsequenzen des Handelns.

2. Der antike Mensch und die „Liebe“

Es geht in der *Ars amatoria* einzig und allein um *Amor*. Kommen wir also zum ersten Stichwort zurück.

Die Frage ist aber gerade, welche Form von „Liebe“ angesprochen oder intendiert ist. Was das Verständnis von Liebe angeht, so habe ich im Einleitungsteil meiner Ausgabe bewusst vier Arten oder Formen der Liebe unterschieden und zu charakterisieren versucht, weil eine große Gefahr darin liegt, den im Deutschen undifferenzierten und insofern vieldeutigen Begriff „Liebe“ einfach auf antikes Denken zu übertragen. Ein kulturgeschichtliches Ziel der Lektüre liegt ja gerade darin, die Unterschiede zwischen Antike und Gegenwart herauszustellen.

In dem Zusammenhang steht meine Bemerkung im Vortrag, dass der antike Mensch „noch keinen Begriff für das hatte, was wir heute Partnerschaft oder Liebesbeziehung nennen“. *Amor* und *Venus* stehen für die sexuelle und für die erotische Liebe (*Sexus* und *Eros*), die man als eine heillose, den Verstand überwältigende Kraft

erlebte und deutete, eben als *furor* oder *insania*.

(Zitat aus dem Vortrag:) „Was dem antiken Menschen fehlte und erst durch das Christentum und dessen Liebesideologie virulent wurde, sind alle höheren Formen partnerschaftlicher Liebe, die um ihrer selbst willen und nicht aus gesellschaftlichen Nutzaspekten heraus die Art der Beziehung prägen. Schon das Wort ‚Beziehung‘ hätte ein Römer der augusteischen Zeit vermutlich nicht verstanden und man kann es auch eigentlich nicht ins Lateinische rückübersetzen (das Wörterbuch vermeldet nur *ratio*, *necessitudo* oder *societas*).

Philia und *Agape*, die mit den griechischen Begriffen heute so bezeichneten höheren Formen der Liebe, die sich eher auf das Geistig-Seelische richten, gehören dagegen nicht zum eigentlichen Konzept der Antike, zumindest nicht zum Konzept der *Ars amatoria*.

Wenn ich im Zusammenhang meines Vortrages vom „antiken Menschen“ gesprochen habe, so war natürlich der Mensch in der augusteischen Kaiserzeit gemeint, also die geistigen Voraussetzungen, die Ovid selbst geprägt haben. Und gemeint war auch, dass die lateinische Sprache keinen „Begriff“ (gemeint durchaus auch im engeren Sinne des Wortes) für das hatte, was wir heute „Partnerschaft“ nennen. Ob man, wie Herr Düllmann, Medea und Jason da als Vorbild einer ehelichen Beziehung nennen kann, erscheint mir eher zweifelhaft.

Gerade indem man die Beschränkung des antiken Liebesbegriffes auf das Körperliche aufzeigt, lässt sich kulturgeschichtlich deutlich machen, dass die jüdisch-christliche Tradition der antiken Welt einen wesentlichen Impuls gegeben hat und dazu beigetragen hat, deren geistige Verengung zu überwinden. Ich glaube, dass die römische Antike tatsächlich an einer solchen Verengung gescheitert ist, und dass ein solch großartiger, pathetischer Entwurf der Weltdeutung, wie es Vergils *Aeneis* darstellt, keinen Blick mehr in die Zukunft offenließ.

Die römische Antike fühlte sich mit der Herrschaft des Augustus auf dem Höhepunkt der Geschichte angekommen und konnte sich entweder nur eine Fortdauer des damaligen Zustandes vorstellen (*imperium sine fine*) oder - wie Ovid - eine dauernde Veränderung, die zwangsläufig zum Untergang des römischen Reiches und zur Entstehung neuer Reiche führen muss [vgl. Met. XV 420-435; eine Vorwegnahme von Gedanken, wie sie Oswald Spengler in seinem berühmten Buch „Untergang des Abendlandes“ zu Beginn des 20. Jhs. entwickelt hat.].

Man kann diese Beschränkung in den drei wichtigsten augusteischen Versuchen einer Weltdeutung finden: in Lukrez' *De rerum natura* (~ wissenschaftliche Deutung), in Vergils *Aeneis* (~ „historische“ Deutung) und in Ovids *Metamorphosen* (~ mythologische Deutung).

Die Moderne erhielt ihren Impuls zwar aus der Antike (Humanismus und Renaissance), sie begründet sich aber aus den Fortschrittsutopien der Aufklärung, so wie die Hoffnung des Christentums auf der eschatologischen Erwartung des Reiches Gottes beruht, also auf einer Zukunftsorientiertheit.

3. Reduzierung der Liebe auf die körperlichen Aspekte (Sexus und Eros)

Doch erneut zurück zu Amor! - Ich selbst habe - auch als Religionslehrer, der mit diesem Thema immer wieder konfrontiert ist - lange darüber nachgedacht, warum ein so feinfühligere und feinsinniger Mensch wie Ovid in der *Ars amatoria*, die er im Alter von etwa 40 Jahren - also mit einer gewissen Lebenserfahrung und nach bereits zwei geschiedenen Ehen - verfasst hat, so wenig zu den Aspekten einer bleibenden Liebesbeziehung zu sagen hat.

Warum thematisiert Ovid nicht die Probleme einer längeren Beziehung und Ehe, warum sagt er nichts über Formen der Liebe außerhalb sexueller oder erotischer Konnotation? Warum bezieht er das Zeugen und die Aufzucht von Kindern in keinerlei Weise mit in Betracht? ... Warum finden wir all dies überhaupt in der antiken Literatur so gut wie gar nicht thematisiert? ... Selbst in der Bibel, wie ich hinzufügen möchte. Ausnahmen lassen sich hier und da sicherlich finden, aber doch nur als Randbemerkungen.

Nun ist gerade das Hohelied Salomos im AT, auf das Herr Düllmann als Beleg einer höheren Liebeskultur im hebräischen Denkraum verweist, recht zweideutig und in der Forschung umstritten. Eigentlich, so muss man deutlich sagen, ist es ein erotisches Liebesgedicht mit sexuellen Anspielungen und entsprechenden Symbolen, also seinem Tenor nach durchaus vergleichbar mit der *Ars amatoria*. Doch geht es darin wohl kaum um weitergehende partnerschaftliche Formen von Liebe und Ehe; diese mögen vielleicht intendiert sein, doch geht dies aus dem Gedicht selbst nicht hervor! Es ist eine erotische Liebeswerbung, die auf Erfüllung drängt.

Definiert man aber das „Hohelied“ der Liebe (von Martin Luther so bezeichnet) erstens als „hohes“ Lied (der hebräische Name *Schir ha-Schirim*, Lied der Lieder, ist ebenso positiv wertend gemeint wie die lateinische

Übersetzung *canticum conticorum*) und zweitens als „Zwiegespräch zwischen *Braut und Bräutigam*“ (so Herr Düllmann) - statt als Werbung eines *Liebhabs* gegenüber seiner *Geliebten!* -, so liegt darin eine moralische Korrektur, die sich dem sexuellen Sinn und Ziel dieses Liedes von vornherein verschließt. In Assoziation zur „Hochzeit“ wird es zu einer moralisch und kirchlich legitimierten Form der Sexualität umgedeutet; in allegorischer Ausdeutung (etwa als Beziehung zwischen Seele und Gott) verliert es gänzlich seinen sexuell-erotischen Charakter.

Nun spricht Ovid in der *Ars* zwar an einigen Stellen die Ehe an, doch tut er dies ausnahmslos antithetisch und setzt Ehe mit Langeweile und Frigidität gleich; seine Bemerkungen über Ehe und Alter sind überwiegend pessimistisch und negativ (vgl. *Ars* II 685-88). Ja, er warnt geradezu vor dem Alter, als ob es nichts Schlimmeres gäbe (vgl. etwa *Ars* II 113-118). Zwar preist er auch die Vorzüge einer reiferen Liebe, doch ist damit ein Alter um die 35 Jahre gemeint (*Ars* II 693 f.) und es geht um die größere Kunstfertigkeit im Liebesspiel - nach dem Motto: *usus facit artem* (vgl. *Ars* II 676).

Sieht man solche Stellen im größeren Zusammenhang der damaligen Literatur, so wird die augusteische Zeit auch in ihrem Jugendwahn der unseren recht ähnlich gewesen sein (Statuen des jugendlichen Princeps wurden auch dann noch aufgestellt, als dieser schon ein Greis war).

Natürlich hängt eine solche Beschränkung des Stoffes auf die jugendliche bzw. auf die „erste Liebe“ und auf die Erotik der Sexualität mit verschiedenen Voraussetzungen des Werkes zusammen. Offensichtlich richtet sich Ovid besonders an die Jugend als Adressatenkreis, zumindest in Hinsicht auf die didaktische Absicht des Werkes (für die das Verhältnis von Cheiron und Achill als Metapher steht; vgl. *Ars* I 11-18), während er in literarischer Hinsicht einen größeren Leserkreis anspricht (vgl. *Ars* I 1: *in hoc populo*).

Dazu kommt, dass die *Ars* aus dem Konzept der römischen Liebeselegie erwächst und in gewisser Weise deren Abschluss und zugleich deren Überwindung darstellt. Die römische Liebeselegie ist ihrerseits voll und ganz auf das sexuell-erotische Feld der Liebe reduziert. Am deutlichsten wird dies in einem Gedicht des Properz, in dem seine Geliebte Cynthia nach ihrem (fiktiven) Tod ihre Liebe auf das Jenseits zu transzendieren und damit zu verewigen sucht und dabei in einer völlig überzogenen, im echten Sinne *sarkastischen* Paradoxie das Bild von sich im Liebesspiel reibenden Skeletten vor Augen stellt (*Prop.* IV 7, 93 f.). Deutlicher lässt sich die Begrenzung und Reduzierung des antiken „Liebes“begriffes auf das Körperliche kaum ausdrücken.

4. Ovid als *lusor amorum*

Kommen wir zu einem weiteren Kritikpunkt, den Herr Düllmann folgendermaßen formuliert: „Nicht weiter eingehen möchte ich auf einige Einschätzungen im Vortrag Henneböhls, die der *Ars amatoria* einen geistvolleren Anstrich verleihen sollen, so scheint es mir: Ovid intendiere eine gewisse Humanisierung und Kulturi-sierung der Liebe, was immer das heißen soll.“

Die Ablehnung eines weitergehenden Zieles und einer tieferen Aussageabsicht für die *Ars amatoria* begründet Herr Düllmann mit einem Satz von Michael Rostovtzeff: „Ovid gilt als der sorgloseste und leichtfertigste der Poeten dieser Epoche; er gleitet nur über die Oberfläche des Lebens dahin.“ [ohne Angaben, ich nehme an: „Geschichte der alten Welt, Bd. 2 Rom“, Erstausgabe 1941]

Das Erscheinungsdatum des Titels macht eigentlich bereits deutlich, dass es hier um ein veraltetes Vorurteil geht, das lange Zeit Bestand hatte: Ovid sei ein zwar genialer, aber doch letztendlich trivialer Autor gewesen, dem es an Tiefe und Humanität gemangelt habe.

Seit Jahren wende ich mich gegen dieses Vorurteil und alle meine Publikationen, nicht nur die Schulbücher, sind eigentlich darauf ausgerichtet, den existenziellen Gehalt von Ovids Werken aufzuzeigen, speziell den der *Metamorphosen*, die darin noch einmal eine Sonderstellung haben.

Die intensive Forschung der letzten Jahrzehnte hat doch auf jeden Fall den Befund erbracht, dass Ovids Schriften ungeheuer vielfältig, komplex und anspielungsreich sind; dass sie auf mehreren Ebenen gelesen werden können und auch gelesen werden müssen; dass sie sicherlich in erster Linie als literarische Kunstwerke zu sehen sind, aber sich ovidischer Scherz und existenzieller Ernst nicht ausschließen; dass Ovid Moralisierung nicht deshalb meidet, weil er zu diesem Thema nichts zu sagen hätte, sondern weil er seinen Leser aktiv in die Beurteilung mit einbindet und ihm die Deutungshoheit überlässt; dass er ein Meister subtiler Psychologie ist und aus einem tiefen Verständnis der menschlichen Seele und zwischenmenschlicher Beziehungen heraus

dichtet.

Im übrigen sollte man einmal darüber nachdenken, ob ein Mensch wirklich sein Leben lang ... bis in die Verbannung hinein ... engagiert dichten kann, ohne dass er auch Inhalte und ernsthafte Absichten damit vertritt. Für Ovid war die Dichtung sein Lebensinhalt, so wie für andere der Beruf oder die Politik oder die Familie. Sätze wie der von Rostovtzeff sollten also endgültig der Vergangenheit angehören!

Offenbar aber geht es bei diesem Punkt um eine generelle Einschätzung ovidischer Werke hinsichtlich ihres Gehaltes und ihrer Aussageabsicht. Es ließe sich eine eigene Geschichte der Missdeutungen und der moralisch bedingten Vorurteile gegenüber ovidischer Dichtung schreiben. Ich habe ganz bewusst viele Forschungsbeiträge früherer Zeit zu Ovid gelesen und mir ist immer wieder aufgefallen, dass gerade an den Stellen, die existenzielle Tiefe besitzen und die zu einer vertiefenden Interpretation geradezu einladen, eine regelrechte Verständnislosigkeit herrschte, die oft in Ablehnung umschlug. Man hat schlicht und einfach die Komplexität dieses Dichters nicht verstanden und hatte auch das Instrumentarium noch nicht zur Hand, solche Stellen zu deuten. Was die moralischen Aspekte anbelangt, so kann man da sicherlich unterschiedlicher Meinung sein, nur besteht unsere Aufgabe als Philologen darin, einen Text aus seiner Zeit heraus für unsere Zeit zu erklären und zu deuten. Moralische Wertungen, positiv wie negativ, sollten zunächst ausgeblendet und immer geschichtlich relativiert werden.

Natürlich bleibt jede heutige Deutung - wie übrigens jede damalige auch - zeitbedingt und relativ; sie beruht auf der Sichtweise, die sich allmählich aus der Beschäftigung mit einem Autor herauskristallisiert, also einer subjektiven Einschätzung. Aber es gibt auch eine Plausibilität, die sich aus zwei Quellen speist.

Zum einen gehe ich davon aus, dass Motive, die über alle Werke hinweg wiederkehren und die Ovid in verschiedenen Variationen ausgestaltet - das Liebesmotiv, das Motiv der Verewigung und des Weiterlebens, das Motiv des Ruhmes oder der Sterblichkeit - einen Autor in besonderer Weise beschäftigen und irgendeine Form der persönlichen Relevanz besitzen.

Zum anderen gibt es existenzielle Sachverhalte und entsprechende Textstellen, die ohne eine existenzielle Deutung schlichtweg unverständlich bleiben und für die es keine andere Deutungsmöglichkeit gibt. Gerade solche Stellen haben mich schon immer fasziniert, weil ich sie persönlich für besonders bedeutsam halte und zudem für pädagogisch besonders fruchtbar.

Der Verfolgungslauf zwischen Apollo und Daphne mag sprachlich, literarisch und philologisch interessant zu lesen sein. Es lässt sich beobachten und an Ovids Sprache belegen, dass er solche Szenen fast standardmäßig erotisiert, aber wesentlich wird er m. E. nur dadurch, dass es hier um das Thema der Vergewaltigung geht (angedeutet in dem Hinweis Apollos auf die *Verletzungen*, die die *Dornen* und der steinige Weg Daphnes *Schenkeln* zufügen könnten, Met. I 508-510). Zwar kann eine solche Stelle auch rein erotisch gelesen werden (bei Ovid finden sich mehrfach, auch in der *Ars*, Stellen, die auf einen Zusammenhang von Gewalt und Erotik hinweisen, etwa beim Raub der Sabinerinnen, *Ars* I 125 f.), doch steckt dahinter gleichzeitig auch eine existenzielle Aussagerichtung. Dass Apollo Daphne auf die Rauheit des Terrains hinweist, lenkt von seiner eigenen Rauheit und Gewaltbereitschaft ab, verdeckt also seine Schuld.

Dass Ovid sich mit dem Thema Liebe in allen Variationen so intensiv beschäftigt hat, zeigt doch nicht, dass er ein sexbesessener oder gar neurotisch triebhafter Mensch war, sondern dass die Liebe als Phänomen für ihn ein bleibendes Mysterium war, dessen Rätselhaftigkeit er sich immer wieder von verschiedenen Seiten her annähert. Doch stecken hinter den Irrungen und Wirrungen der Liebe immer auch anthropologische Fragen nach dem Wesen des Menschen, nach dem Gelingen des Lebens und menschlicher Beziehungen, letztlich nach dem Sinn und Zweck der Liebe. Dass Ovid solche Fragen nicht in philosophischer oder religiöser Absicht stellt, sondern in mythologischer Hinsicht und in poetischer Form, ist sicherlich eine Charakterfrage, entspringt aber im Rahmen antiker Dichtung auch einer Gattungstradition.

Mit beigetragen zu dem Vorurteil vergangener Generationen, gerade aus dem Kreise der Altphilologen, hat sicherlich das Wort *luser* in Ovids berühmter Selbststilisierung: *tenerorum luser amorum* (*Trist.* IV 10). Zu oft ist das Wort *ludere* in negativer Weise als dandyhaftes, rein oberflächliches Spiel mit der Liebe verstanden worden, eben als Mangel an Ernsthaftigkeit; im Sprachgebrauch der römischen Liebeselegie meint der Begriff *ludere* aber wohl eher die lockere Umgangsform, die Vermeidung von moralischer Attitüde, von Besserwisseri und regulativen Vorschriften. Dies ist keineswegs gleichzusetzen mit Amoralität, sondern entspringt der Erfahrung, dass zur echten Liebe immer auch die Lockerheit des Spiels gehört. Auch und gerade in der Liebe

ist und bleibt der Mensch ein *homo ludens* (Johan Huizinga, 1938/39). *lusor amorum* ist also in erster Linie poetologisch zu lesen und meint die Lockerheit des Stils, die dem Stoff angemessen ist.

Hinter allen Dichtungen Ovids - darunter besonders den *Metamorphosen* - steckt die Grundfrage nach Sinn und Zweck, eben dem Ziel menschlicher Existenz, nach den Grenzen menschlichen Handelns, nach den Chancen und dem tragischen Scheitern in den Beziehungen, nach dem, was vom Wollen eines Menschen erhalten bleibt, auch über den Tod oder das Alter hinaus.

Nun ist die *Ars amatoria* tatsächlich viel oberflächlicher und „spielerischer“ als die *Metamorphosen*, doch lässt sie an einigen Stellen das durchblicken, was ich - in Übereinstimmung mit der modernen Forschung - als Humanisierung und Kulturoisierung bezeichnet habe. Das wird deutlich in Sätzen wie: *Ut ameris, amabilis esto! Quod tibi non facies solave forma dabit* (Ars II 107 f.). „Kulturoisierung“ meint alleine schon dem Wortlaut nach die *Pflege*, angefangen mit der Körperpflege bis hin zur Beziehungspflege (~ Psychohygiene). Die Urbanität der Großstadt, des *goldenen Roms* (*Simplicitas rudis ante fuit, nunc aurea Roma est*, Ars III 113), das in seiner architektonischen Pracht an die Frühzeit des *goldenen Zeitalters* erinnert und nun in Bezug auf die Liebe wirklich zu einem goldenen Zeitalter geworden ist, verbietet nach Ovid die plumpe, bäuerliche Anmache oder gar die Anwendung von Gewalt (Anti-Exempel dafür ist in erster Linie der Raub der Sabinerinnen, Ars I).

5. Sinn und Funktion der Altphilologie

Vielleicht mag der Beitrag von Herrn Düllmann aber dazu anregen, einmal generell eine weitergreifende Frage zu stellen, die die gesellschaftliche Funktion und die wissenschaftliche Ausübung der Altphilologie betrifft. Allzu sehr versteht sie sich auch heute immer noch als Quellenforschung und bearbeitet den Logos in seiner rein sprachlich-literarischen Erscheinung, vergisst aber darüber dessen zweite Komponente: den Sinn.

Meines Erachtens kann die Altphilologie (auch mit der Forderung Nietzsches übereinstimmend, zeitgemäß und überzeitlich zu wirken) nur dann gesellschaftliche und pädagogische Relevanz erhalten und bewahren, wenn sie sich *auch* als Deutungswissenschaft versteht und wenn sie sich öffnet für andere Formen als die der Textkritik und der rein grammatikalischen oder sprachlichen Deutung. Zu sehr ist sie meines Erachtens auf einen Wissenschaftsbegriff fixiert, der sich dem - immer nur scheinbar - *rein* objektiven Denken verpflichtet fühlt und sich darin selbst beschneidet.

Fragen Sie sich selbst, was sie in der Schule oder im Studium an echter literarischer Deutung erfahren und gelernt haben, oder ob ihr Lateinstudium überwiegend darin bestand Texte zu übersetzen und rein sprachlich zu interpretieren. Ich würde sagen: Gut, wenn es denn mehr als das war!

Wir Altphilologen sind keine Museumswärter, sondern Vertreter und Anwälte einer Literatur, die auch der Moderne eine Menge zu sagen hat und die aufgrund ihrer Zeitlosigkeit und Exemplarität eine bleibende Wirkung entfalten kann und entfalten sollte.

Deutlich geworden ist mir diese Beschränkung vor etwa zehn Jahren geworden, als ich einen Aufsatz zum zehnten Buch der *Metamorphosen* veröffentlichen wollte (Hennebühl, Rudolf: „Stumm vor Schmerz ist die Lyra“: Der Gesang des Orpheus und die Entstehung der Liebeselegie - zur Aussageabsicht des zehnten Buches der *Metamorphosen* Ovids, in: *Gymnasium* 4/2005, 345-374). Bei der Ausarbeitung zu Pygmalion stand ich vor der Frage, wie ich diese Erzählung im Kontext des zehnten Buches deuten sollte, eine Erzählung, die auf den ersten Blick nichts, aber auch gar nichts mit dessen Inhalt zu tun hat, dem Trauergesang des Orpheus um die verlorene Eurydike. Einzig und allein eine existenzielle bzw. eine tiefenpsychologische Analyse kann uns helfen, den tieferen Sinn einer solchen Struktur und Komposition, wie sie im 10. Buch der *Metamorphosen* vorliegt, zu verstehen! Es gilt also hier, mehrere Wissenschaften und Deutungszugänge zu vernetzen.

6. Europäische Perspektiven

Leider geht Herr Düllmann zum Schluss seiner Ausführungen, die auf eine europäische Perspektive des Lateinunterrichtes abzielen, gar nicht mehr auf die *Ars amatoria* ein und zeigt insofern auch nicht auf, welche europäische Relevanz das zuvor von ihm gepriesene Werk („eine äußerst reizvolle Schrift .. , ein poetisches Kunstwerk hohen Ranges“) aufweisen sollte oder könnte. Und leider zeigt er auch nicht auf, wie die *Ars* denn zu einer positiven Sexualerziehung eingesetzt werden könnte und als Korrektiv gegenüber heutigen, von ihm als negativ empfundenen gesellschaftlichen Strömungen dienen könnte.

Wenn der Kollege zum Schluss in einer Art Klausel drei Punkte nennt, so sind alle drei zu unterstützen, sie sind wichtig und wertvoll. Allerdings scheint es mir eher, dass der lateinische Literaturunterricht sich von der oft einseitigen Geschichtsorientiertheit befreien müsste und zu einer umfassenden humanistischen Sichtweise zurückfinden müsste, die noch stärker als früher durch existenzielle Deutung und Perspektive ergänzt und bereichert werden sollte. Dies ist das Grundanliegen, das ich in meinen Büchern und Vorträgen vertrete.